

GINA

4. Ausgabe Mai (2010)

Isabelle Saté WhichEndOfTheTunnelToTake (2010)

Marcus Weber A-Str. 17, 2, 12, 16, 6, 7, 21 (2009/2010)

Sascha Hahn Verworren und verstrickt (2010)

Remco Schuurbiers Cheap investment # 1-4 (2010)

Ursula Panhans-Bühler Die Gabe, Teil 3: Die Erfindung des Fla.Tro... (1996/2010)

Remco Schuurbiers Gina Mirrors (2010)

Jian He O. T. (2009)

Lin May Das Schweigen der Tiere (2009)















VERWORREN UND VERSTRICKT

Mit dreißig war es, da begann er, alles was er bisher erlebt hatte und alles was noch kommen würde, so zu betrachten, als wäre es eine Erzählung.

Mit elf Jahren hatte er zum ersten Mal richtig Schläge bekommen.
Er ist einfach ausgestiegen während eines Staus, mitten im Schnee, wie selbstverständlich. Er schlug die schwere Tür zu und lief nach Hause. Der Wagen war ein brauner Camaro mit beigen Kunstledersitzen. Es war nicht auszuhalten.

Er kannte die Richtung ungefähr und war es Leid zu warten. Der Heimweg dauerte Stunden. Seine Mutter hatte ihn dort mit einem Gürtel in der Hand empfangen und verdroschen. Sie wollte ihm das austreiben, das Weglaufen. Doch die Einsamkeit reizte ihn und das Unterwegssein. Er konnte nicht gehalten werden.

Was ihm auf seinen Reisen passierte?

Er traf auf Menschen, hauptsächlich. Meist schrullige Gestalten – er hatte die Fähigkeit, durch ihre Schalen zu sehen, und was er dort sah, glich seinem Eigenen, irgendwie.

Manchmal wusste er nicht, ob er diesen Figuren wirklich begegnet war, oder ob er nur von ihnen gelesen hatte, oder sie Fantasien waren, zusammen Gesponnenes im Minutenschlaf, etwas, das er in bequemen Bussen träumte, später auf der großen Tour, während er hoffte, irgendwo anzukommen.

Fünf Jahre war es her, dass er in einem von Schweiß und Unmut stinkenden Zugabteil gesessen hatte. Ihm war schwindelig und aus der Lautsprecheranlage kamen die Hiobsbotschaften. Da war sein Land gerade in einen unrühmlichen

Krieg geraten und die zivilen Opfer wurden namentlich aufgezählt. Doch warum belästigte man ihn damit, dachte er.

Eigentlich, so stellte er fest, hatte er sich immer auf sein Talent verlassen können, obwohl er es vehement abstritt und verneinte, dass es so etwas wie Talent überhaupt gibt. Zumindest wenn es um die Anderen ging.

Überhaupt, „Die Anderen“, die hat er, und das hat er wirklich schnell gelernt, gar nicht erst zu wichtig genommen.

Auf dem Weg in die nächste Großstadt machte er Halt, an einem Ort, wo alle, die ihm begegneten, sehr langsam sprachen. Das hat ihn spürbar beeindruckt.

Er blieb einige Zeit dort, um ihnen zu lauschen. Sätze wie Kaugummi, und irgendwann hat sein Körper es gespeichert und konnte selbst nicht mehr anders. Eine Art Metamorphose in eine andere Idee von Zeit.

Ab da ging alles sehr schnell und manchmal befand er sich an einem anderen Ort als vorher, nachdem er einen Satz beendet hatte und alle Leute waren weg.

Für seine Herkunft war er ziemlich weich geraten, aber er wusste, wie man sich vor Kälte schützt und sich Kohl zubereitet. So konnte man selbst in New York zurechtkommen, auch wenn man in einem Bretterverschlag wohnte. Die Kaffeeläden ersetzten das Wohnzimmer und die Nachtclubs vermieden, dass man im eigenen Bett erfror. Hätte er das zu lange durchmachen müssen, wäre er wahrscheinlich auf der Strecke geblieben, doch für ihn war es nur eine Durchgangsstation.

In Kinos bekam er immer Nasenbluten, besonders heftig, wenn er Filme mit Marlon Brando sah. Es regte ihn so auf, dass er nicht in der Lage war, seinen Blick abzuwenden, als wäre sein Kopf festgeschraubt.

Eines Tages saß er in einem Kellerappartement an einem runden Tisch aus Granit und schrieb sein erstes Gedicht. Da fühlte er sich von allen verlassen. Diesen Momenten rang er manchmal einen Fetzen ab, den er festhielt. Als Bild, ein Wort. Warum daraus eine Wissenschaft machen? dachte er, wenn alles schon im Moment gegenwärtig war, ganz ohne Anleitung oder Rezept.

Später schmiss er es in eine Tonne, das Gedicht, es war zu bitter geraten, selbst für ihn. Doch manchmal sprach er davon, er konnte es noch auswendig nach Jahren, und einige Zeilen flossen in eine spätere Geschichte, deren Veröffentlichung ihm den Weg ebnete für Weiteres.

Zurück gesehen, hatte alles seinen Sinn und führte zu etwas, gab es keinen Verschnitt oder Sackgassen. Vielleicht war dies sein größtes Talent, alles irgendwie benutzbar machen zu können.

Das schlimmste, was ihm passieren konnte, war, eine öffentliche Person zu werden.

Er hatte, wie manche dieser Landeier eine Andersartigkeit am Leib, für die sich Großstädter manchmal erwärmen können, jenes Schrofte.

Man hatte ihn auserkoren, diesen Typus des Bodenständigen zu verkörpern. Das musste ihn in den Zynismus treiben. Zeitlebens, wusste er sich zu erinnern, fußten seine Entscheidungen auf Egoismus und Widerwillen den Ideen anderer gegenüber; aus ihm also ein Sprachrohr machen zu wollen, war ganz einfach das Letzte.

Das schlimmste daran war, man erwartete von ihm Beständigkeit.

Er machte äußerlich nicht den Eindruck, doch er war ein flatterhafter Typ. Konnte sich nicht lange an etwas festbeißen. Immer, schon nach kurzer Zeit mussten die Zweifel beginnen, eine Unruhe. Dann der Abbruch und was Anderes.

Die meisten Menschen, mit denen er länger als eine kurze Weile zu tun hatte, teilten sich auf in seine Bewunderer, mit dem Hang zur Kritiklosigkeit und diejenigen, die zeitlebens auf deutlicher Distanz blieben, ihm insgeheim misstrauten. Er hatte nur Männerfreundschaften, bei Frauen neigte er nach kurzer Dauer schon zur Verehrung, dann zur Unterdrückung.

Ihn haben immer große Frauen interessiert. In einem Zeitschriftenhandel begegnete er dann seinem weiblichen Spiegelbild, mit runderen Hüften, aber genau so vollen Locken wie seine eigenen. Sie trug schwarze, kniehohe Stiefel und braune Strumpfhosen. Das war Mode damals.

In seiner Vorstellung gab es nichts, was der Schönheit weiblicher Oberschenkel etwas entgegen setzen konnte. Sie waren perfekt.

Das sorgte ihn. Ihm erschien die Kunst zu schwach. Diese Konkurrenz hat ihn immer bekümmert, einmal fast ruiniert. Also stapelte er tief, sagte, er erzähle nur Geschichten, sonst nichts, wenn die Anderen das Kunst nannten, war das deren Problem.

Dann kamen die Kamerateams und er musste stundenlang vor einer Schreibmaschine sitzen und so tun, als denke er nach, während ein Hippie-Mädchen mit Gitarre und heulender Stimme ein nicht enden wollendes Medley aller ihr bekannten Songs daherschradelte. Anfangs hackte er mit seinen Zeigefingern wahllos auf einige Tasten, bis es ihm zuviel wurde. Er dachte sich, er könnte dieser dummen Situation nur etwas abgewinnen, wenn er ungeachtet ihrer Anspruchslosigkeit wirklich anfangen würde etwas zu schreiben. Zumindest ein Buch sollte dabei herauspringen. Irgendwann waren die Kameras aus, das Hippie-Mädchen verstummt und er hämmerte immer noch auf der Schreibmaschine rum, sechs Wochen lang. Ohne das Geschriebene noch mal durchzulesen. Er dachte mehr an eine

sportliche Tätigkeit. 153 Seiten kamen dabei raus. Veröffentlicht wurde es nicht, vorerst. Von Jahr zu Jahr veränderte sich sein Repertoire, obwohl schwer zu erörtern war, ob sich deshalb auch sein Anliegen geändert hatte, oder nur die Verpackung. Und wie sich sein Tonfall und seine Attitüde änderten, von draufgängerisch zu schwerfällig, zu aggressiv, zu passiv, so blieb seinen selbsternannten Anhängern nichts anderes übrig, als sich ebenfalls zu ändern. Er verstand diese Leute nicht, die sich um ihn zu scharen versuchten. Es sollte eigentlich gar nicht um ihn gehen. „Lasst mich doch mal in Ruhe“, nuschelte er in die Kameras, aber mit so wenig Nachdruck, dass es ironisch klang.

Alles zerrte an ihm. Es wurden immer mehr, sie pilgerten zu seinem Haus, schliefen auf seiner Veranda, sonnten sich auf seinem Dach, traten einfach ins Haus, um auf die Toilette zu gehen. Er konnte sie nicht abschütteln. Manche haben sich auch in seinem Keller eingeschlossen und eine Band gegründet. Manchmal stieg er herab um ihren Fortschritten zu lauschen. Wenn man sie nicht loswird, muss man sie wenigstens demotivieren.

Wenn es ihm zu bunt wurde, nahm er sein Motorrad und verschwand. Entschleunigung. Dann war er weg, tauchte wieder im Hintergrund irgendeiner Gruppe auf, die er mit seiner Präsenz ein wenig erhellte und die Unschuld nahm. Dann verschwand er wieder. Eines konnte man ihm nicht unterstellen, dass er naiv war. Das hat er auch nie behauptet. Das war er schon nicht, als er damals aus dem Camaro stieg.

Dann trieb er sich herum, in Cafes und stellte sich vor, er wäre in Paris. Las Zeitung, rauchte, Sonnenbrille, machte sich Notizen. Hielt Ausschau nach Konflikten, nach Material. Man erwartete Nachschub von ihm, ließ ihm aber nicht genug Zeit, neue Erfahrungen zu machen. Da musste er tricksen. Beobachten und nicht mehr alles durch den persönlichen Filter schicken, nicht auf alles reagieren. Das half und ersparte Zeit. Doch bedrohte es sein Selbstverständnis. Gefiel ihm gar nicht. Fühlte sich wie ein Pizzabäcker, oder so. War eh nicht gut drauf. Er war gerade geschieden worden. Das mit der Familie, wie er es sich vorgestellt hatte, wollte einfach nicht hinhalten.

Zum Glück passierte etwas merkwürdiges, als er die Vögel beobachtete, die er nicht unterscheiden konnte. Es begann damit, dass vor seiner Nase ein Bus in eine Gruppe Touristen fuhr und endete mit seinem Beitritt zum Christentum.

Er dachte über Abgusssiebe nach, die ganzen Löcher darin, wodurch alles Kleinteilige verschwindet, nur das Grobe hängen bleibt. Er hatte sich nie für Details interessiert, sondern immer das Ganze, oder zumindest den Zusammenhang im Blickfeld gehabt. Wobei alles, was er tat und sprach und sang und schrieb aus endlosen Variationen und Nebenschauplätzen bestand, womit er die anderen gefangen nahm, manchmal auch einlullte.

Er hatte damals ein Bild im Kopf von einem, der auf einen Güterzug sprang. Dieses Bild hat er in den Köpfen der anderen fest installiert. Er selbst lief immer zu Fuß und nahm nie eine Abkürzung, immer brav der verschneiten Straße entlang. Manchmal, wenn er sich auf Fotos in Hochglanzmagazinen sah, in ölverschmierten Corthosen, auf Güterwaggons hockend, verspürte er die Lüge.

Dann brauchte er mal wieder eine Pause. Entwöhnung. Drei Monate später knallte das Feuerwerk ins neue Jahrzehnt, eines, das im Rückblick sein schwärzestes werden sollte. Denn bisher, dachte er, ist ja alles mehr oder weniger glatt gegangen.









DIE GABE

Teil 3, Die Erfindung des Fla.Tro...

Kurzum, der Traum war ewig lang, und so war es an diesem Abend spät, sehr spät sogar geworden.

Die Gattin unseres Mathematikers hatte im Salon soeben die Lektüre eines amüsanten Romans von Jean Paul, *Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten Firmian Stanislaus Siebenkäs* beendet, den ihr eine Freundin als erheiternden Lückenbüßer für die abendlichen Absenzen ihres Gatten empfohlen hatte. Die Tage füllte sie häufig mit geistvollen Konversationen über Kunst mit allerlei Freundinnen im Louvre. Ihre gelegentlich scherzhaften Einfälle waren berüchtigt und schienen wenig mit dem eigentlichen Sinn der Kunstwerke zu tun zu haben. So zeigte sie z.B. gerne, wie ein Wärter immer wieder fasziniert vor der neuerdings verglasten Mona Lisa stand,

und stellte ihren Freundinnen vor, was wäre, wenn dessen Schnauzbart plötzlich über dem Mund der Mona Lisa hängen bliebe. *But it's impossible*, erwiderte eine englische Freundin und verwies triumphierend auf das isolierende Glas. Eben, meinte unsere Gattin, was soviel bedeuten sollte, wie dass sich da noch ganze Kollektionen von Bärtchen auf der Mona Lisa wiederfinden lassen würden, wenn der Louvre erst einmal besser besucht wäre. Und wer weiß, vielleicht sogar von echten Damen. Man wisse ja nie, was die Mode noch so alles eines Tages zum Convenu machen könnte. Jedenfalls fand sie das zukunftsträchtiger als die Spuckduschen für die nackte Muse auf Manet's *Déjeuner sur l'herbe*, in Gang gesetzt von aufgedrehten Besuchern.

Der Roman war ausgelesen, und sie wunderte sich wieder mal, wo denn ihr Ehemann so lange blieb. Um ehrlich zu sein, an diesem Abend war sie sogar, trotz des amüsanten Romans, schon ziemlich verärgert. Das ging nun schon eine ganze Weile so. Mit anderen Worten, sie hatte die Schnauze ziemlich

voll. Sie ging also nach einer Weile zwar erst mal ins Schlafzimmer, aber dort konnte sie nicht einschlafen (oder wollte nicht). Also ab ins Studio ihres Gatten, was sie sonst aus Gründen einer höflichen Diskretion stets vermieden hatte. Sie fand ihn eingeschlafen auf dem neuartigen Schaukelstuhl, den sie vor kurzem angeschafft hatten – ihr hatte er eigentlich nicht so gut gefallen; aber aus unerfindlichen Gründen, über die er nicht sprechen wollte, war ihr Gatte von diesem fast materielosen Mobiliar buchstäblich wie hypnotisiert gewesen.

Entsetzt fiel ihr Blick auf die Zimmerecke direkt neben dem Schaukelstuhl. Wieder hatte er sehr viel getrunken! Sie ärgerte sich besonders, weil er das vor ihr verheimlichen wollte, und so fand sie öfters in dunklen Winkeln des Kellers leere Weinflaschen, in denen die letzten Tropfen, verklebt mit Zucker und anderen Rückständen, so fest auf dem Flaschenboden saßen, dass sie sie partout nicht herausbekam, sie mochte auch noch so angestrengt schrubben. (Aus Scham wagte sie nämlich nicht, diese Aufgabe ihrer

Bonne zu übertragen). Ob er wohl deshalb einen so unruhigen Schlaf gehabt haben könnte? Ihr schien der Schaukelstuhl irgendwie aus der Verankerung sich etwas gelöst zu haben, die beiden seitlichen Hälften saßen so merkwürdig schief. Schon beim Kauf hatte sie gedacht, dass solch ein zerbrechliches Gebilde nicht sehr widerstandsfähig sein würde. Zerstreut wendete sie ihren Blick ab und entdeckte plötzlich ein stacheliges Ding, was da mitten im Raum stand und was sie zunächst übersehen hatte, weil ihre Aufmerksamkeit automatisch von ihrem schlafenden Ehegatten angezogen worden war. Blitzartig hatte sie eine rachsüchtige Idee, womit sie es ihm schon zeigen wollte. Sie nahm die leer getrunkenen Flaschen und steckte sie kopfüber auf die freien Enden dieses seltsamen Gebildes. Da würde er schon sehen, dass sie a) wusste, womit er nachts immer so lange sich die Zeit vertreibe, und dass sie b) diese ewige Trinkerei und dann noch das Verheimlichen auf keinen Fall länger dulden wolle. Mit rotem Kopf, sie war ziemlich erregt, zog sie wieder ab ins Schlafzimmer und überließ ihren Gatten seinem vom Rausch vertieften Schlaf.

Dieser erwachte am nächsten Tage, es war Winter, sehr spät, aber als es noch hell war. Eine schon tief stehende Sonne brach sich durch Rasierschaumwölkchen Bahn und fiel zum Fenster herein. Ihr Licht reflektierte sich vielfach gebrochen in feinen Punkten auf den dunkelgrünen Oberflächen der Weinflaschen. Unser Mathematiker glaubte an eine Erscheinung, bevor er begriff, wer ihm da einen Streich gespielt hatte. Das dämpfte zunächst einmal seinen Erfindergeist. Kurzum, er dachte, es mit einem Scherz wieder gut zu machen, und ging seine Frau suchen. Er fand sie in dem eleganten ovalen Teesalon, der in der Mitte des kleinen Palais gelegen war, direkt vor dem Schlafzimmer mit Blick auf den Garten. Sie plauderte soeben mit einer Freundin über den neuesten Kunstsalon, in dem es wieder einmal Skandale gegeben hatte, die sie geschickt verteidigte. Unser Erfinder näherte sich gutgelaunt seiner Frau, gab ihr einen dezenten Kuss auf die geschminkte Wange (er hasste Schminke), und erklärte, vor ihrer Freundin (!): *Ich gratuliere Dir zur Erfindung des Flaschentrockners*. Ein doppeldeutiges Kompliment,

denn unterschwellig enthielt es ja eine Entschuldigung für die Mühe, die sie mit den Flaschen immer hatte. Doch sie musste lachen, und sie beschlossen, das *Ding*, wie sie sagte, das *Modell*, wie er nicht ohne Stolz meinte, in das Angebot ihres Unternehmens aufzunehmen. Der Flaschentrockner konnte in Serie gehen. Zur Feier des Tages gab es abends Champagner, und die Gattin drückte diesmal beide Augen zu und machte selbst ihre Kehle auch etwas weiter auf.

Der Flaschentrockner hat also, wenn wir es genau nehmen, nicht *einen* Erfinder, sondern *zwei*, ja *drei* sogar, sobald wir ihn als *Flaschentrockner* nehmen. Vielleicht kommen aber auch da noch, sobald wir das Publikum berücksichtigen, auf das MD bekanntlich entscheidenden Wert gelegt hat, noch weitere hinzu. Aber, einmal in Serie gegangen, war sein ‚Erfinder‘ bald vergessen, er wandte sich zudem anderen Fragen zu – und vermehrt auch wieder seiner Frau. Und bald fing er (der Flaschentrockner) in den Kellern französischer Familien rechtzeitig verheimlichte

Flaschen ab. Als Serienprodukt war er längst auch im Angebot des Bazar de l'Hôtel de Ville gelandet, und dort fing ihn 1914 Marcel Duchamp in einem sehr speziellen *renvoi miroirique*, also einer speziellen Spiegelreflexion ab.

Tiens, sieh mal einer an (er meinte sich und seinen *point de vue*), da sind ja die Vorstellungen eines fremden *esprit* um die nämlichen skulpturalen Vorstellungen gekreist!

Ende des dritten und letzten Teils des Fortsetzungsromans *Die Gabe* von Ursula Panhans-Bühler. Den gesamten Essay gibt es in Buchform mit dem Titel: *Gegeben sei: die Gabe – Duchamps Flaschentrockner in der vierten Dimension*, erschienen in der Fundus Reihe des Philo Fine Arts Verlags. Wir danken der Autorin für die Erlaubnis des Abdrucks und empfehlen die Lektüre des Buches.

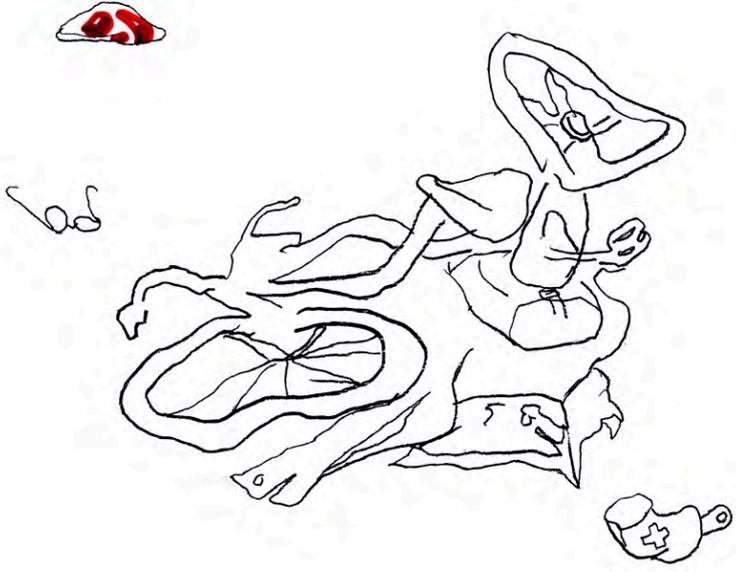


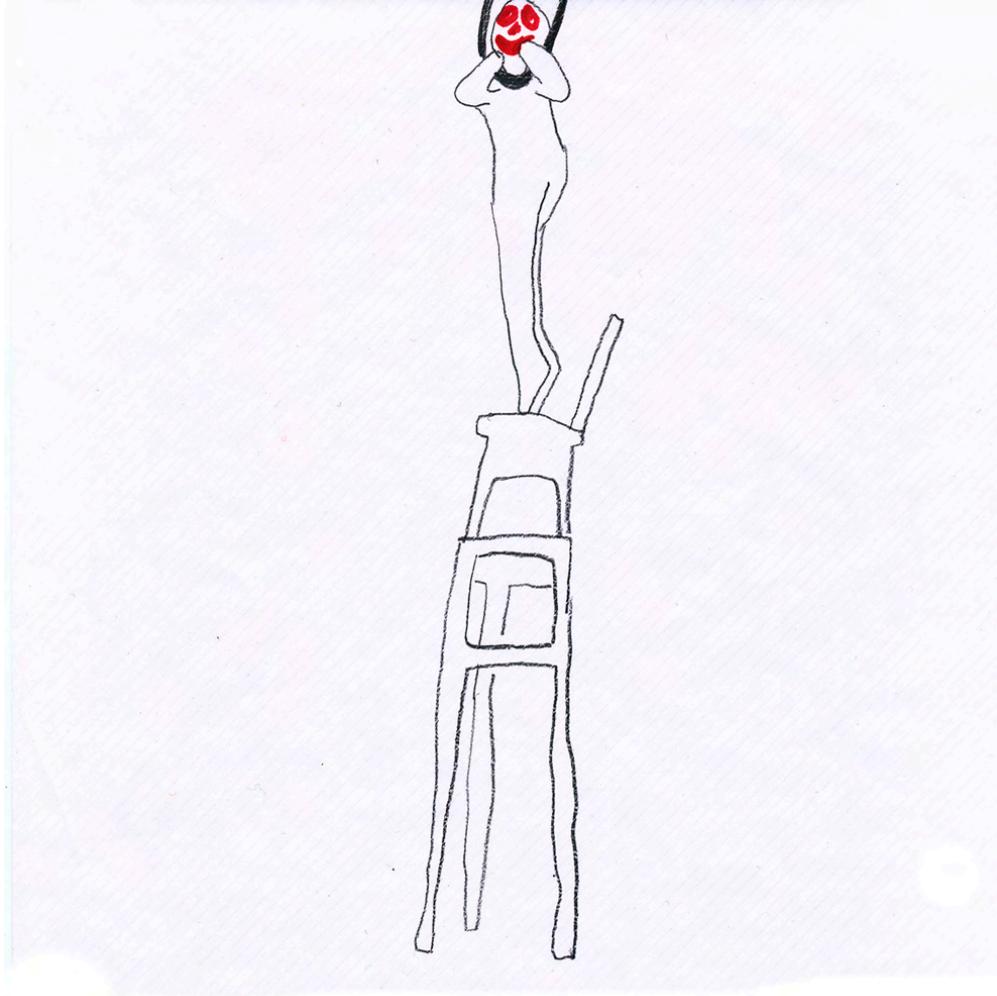














DAS SCHWEIGEN DER TIERE

Es sind verschiedene Gründe denkbar, warum ein Tier nicht antwortet, wenn ihm eine Frage gestellt wird. Zum einen gibt es die etwas esoterisch anmutende Theorie, der zufolge das Tier schweigt, weil es meditiert. Diese Meditation wäre demnach so tief, dass sie auch dann unaufhebbar ist, wenn das Tier eines gewaltsamen Todes stirbt. Sein Bewusstsein schweigt, während sein Unterbewusstsein Laute von sich gibt, die als „nicht artikuliert“ missverstanden werden und den Raum füllen, der das Tier und seine Widersacher umgibt.

Die andere Möglichkeit wäre, dass das Tier tatsächlich sprechen kann, allerdings nur sehr langsam. Bis ein Tier den Satz ausgesprochen hat „Bitte, töte mich nicht !“, vergehen Zeitalter, in einer fast unendlichen Ausdehnung von Silben. Als ob jemand seinen Namen auf die Oberfläche des Mondes schriebe. Entsprechend der jeweiligen Art kann dies hunderttausende Jahre andauern.